

Kein Anschluss unter dieser Nummer

Copyright Ellen Lortzing Berlin 2014

Kurz vor 7 wachte Helen auf. Ein ungutes Gefühl hatte sie aus ihrem Schlaf geholt, der am Wochenende gewöhnlich erst eine Stunde später endete. Es war warm und schwül im Raum. Neben sich hörte sie ein leises Stöhnen. Sie schaute zu ihrer Rechten nach ihrem Mann. Die Decke ans Fußende geschoben, lag er ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände auf seinem Gesicht so, als würde er bitterlich weinen. „Was ist denn?“, fragte sie ihn noch etwas benommen. Als er nicht antwortete, fuhr sie erschrocken hoch: „Geht es dir nicht gut? Hast du Kopfschmerzen?“

Wie oft hatte sie ihm diese Frage voller Sorge gestellt, nachdem ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel vor noch nicht einmal 9 Monaten ein Schlaganfall getroffen hatte, von dem sie dachte, er könne nur ältere Menschen ereilen und nicht ihren Mann mit gerade einmal 49 Jahren. Es war im August gewesen, kurz nach seinem Urlaub, nach dem sie ihn erholt glaubte. Wie ein am Bein verwundeter Krieger war er damals mit letzter Kraft Hilfe suchend oder beinahe wie um Gnade bittend zu ihr von der Küche ins Schlafzimmer gekrochen, da sie seinen Schrei von draußen nicht gehört hatte. Sie war, plötzlich hellwach, aus ihrem Schlummer aufgesprungen, als sie seine schwache Stimme vernommen hatte und hatte seinen Körper, der durch die erschlafften Muskeln um einige Kilo mehr wog, wie einen schweren Sack mühsam ins Bett gezogen. Bald darauf hatte ihn die Feuerwehr ins Krankenhaus gebracht.

Michael setzte sich auf die Bettkante, die Hände gegen die Schläfen gedrückt, als wollte er so verhindern, dass ihm der Kopf platzte. Er sprach nie viel und noch weniger, wenn er sich nicht wohl fühlte. Er brauchte Helen nicht zu antworten, sie sah auch so, dass es ihm schlecht ging. „Soll ich das Fenster öffnen?“, fragte sie ihn vorsichtig. Er nickte. Sie riss es auf und setzte sich neben ihn. Langsam strich sie mit ihrer kleinen Hand tröstend über seine starke Schulter, als hätte sie ihm damit etwas von seinem Schmerz nehmen können. Dann richtete er sich auf und sagte, er wolle ins Bad. Aufmerksam verfolgte sie seine gequälten Schritte. Er lief langsam. „Mir ist so übel“, klagte er, „ich sehe nur die Hälfte.“ „Die Hälfte?“, Helen verstand nicht. Als er dann aber zum Waschbecken schwankte, wurde ihr klar, dass es sehr ernst um ihn stand, und sie entschloss sich, sofort den Notdienst zu rufen. Michael widersprach ihr nicht. Behutsam führte sie ihn zum Bett zurück und wählte dann, ohne ihren Mann aus den Augen zu lassen, die 112. „Wir sind gleich da“, versicherte ihr die Stimme am anderen Ende der Leitung. Eilig zog sie sich um, denn in ihrem reizenden Pyjama mochte sie die Feuerwehrleute nicht empfangen. Anschließend gab sie Michael etwas zum Anziehen, räumte die Sachen beiseite, die den Männern hätten im Weg stehen können und sperrte die beiden verschreckten Kater in der Küche ein, als es auch schon klingelte.

Michaels Blutdruck war leicht erhöht, aber nicht kritisch. Auf die Fragen der beiden Feuerwehrleute konnte er antworten, doch bei der Suche nach seiner Karte für die Krankenkasse wusste er seiner Frau nicht mehr zu helfen, aber sie fand sie schließlich. Bevor die drei Männer die Wohnung verließen, um zu dem Krankenhaus zu fahren, in dem Michael im letzten Jahr behandelt worden war, notierte sich einer der Feuerwehrleute noch Helens Telefonnummer, damit die Rettungsstelle sie informieren könne. Auch versäumte er nicht, Michael zu bitten, sich eine Jacke über sein T-Shirt zu ziehen, da es draußen noch etwas frisch sei, und den Wohnungsschlüssel mitzunehmen. Darüber wunderte sich Helen jedoch erst später. Als sie die Tür zum Hausflur geschlossen hatte, lief sie schnell in die Küche, schaute zum Fenster hinaus und hoffte, ihr Mann würde ihr zum Abschied noch ein Zeichen geben, ihr vielleicht zuwinken, vielleicht auch einfach nur zu ihr hinaufblicken. Doch wie ein Schatten seiner selbst nahm er im Schalensessel des Notdienstfahrzeuges Platz. Helen konnte noch aus dem ersten Stockwerk auf seinem blassen Gesicht deutlich die schwarzen Ringe unter seinen Augen erkennen. Die Tür schob sich vor ihm zu und fiel mit einem hallenden Knacken ins Schloss. Ohne Blaulicht, ohne Sirene setzte

sich das Auto in Bewegung. Helen hegte die leise Hoffnung, dass es vielleicht doch nicht so schlimm um Michael bestellt sei.

„Ich muss jetzt die Nerven behalten“, nahm sie sich fest vor, doch die ersten Tränen rannen bereits über ihre Wangen. Sie wischte sie entschlossen mit ihrem Handrücken aus dem Gesicht, atmete mehrmals tief durch und schritt dann eilfertig von einer Handlung zur nächsten, um gar nicht erst in Grübeleien zu versinken: Sachen ins Schlafzimmer zurückräumen, Zähne putzen, Katzen füttern, frühstücken. Frühstück! Michaels geliebtes Ei im Glas mit einer Butterflocke und Schnittlauch fiel dieses Wochenende aus. Helen legte die Brötchen ins Tiefkühlfach zurück, schnitt sich eine Scheibe Brot ab und bestrich sie mit Heidelbeerkonfitüre. Im Heißwasserkocher brodelte es, sie goss sich einen Pot Earl Grey auf. „Essen, essen“, dachte sie, „ich muss essen, auch wenn ich keinen Appetit habe.“ Ein Blick auf die Uhr – eine Stunde war vergangen, in der sie schon so manches erledigt hatte. Die Waschmaschine brubbelte noch, sie hatte die Wäsche im Bad abgenommen, das Geschirr abgewaschen. Nun überlegte sie, ob sie die Dinge zusammenpacken sollte, die Michael im Krankenhaus brauchen würde. Oder sollte er doch in ein paar Stunden zurückkommen? „Ja, wie denn?“, fragte sie sich besorgt. Er hatte zwar den Schlüssel, aber gar kein Geld bei sich. Sie schalt sich, dass sie daran nicht gedacht hatte. „Aber das Taxi, das er sicherlich nehmen würde, könnte ja auch auf der Strasse vor dem Haus warten, bis Michael das Geld zum Bezahlen geholt haben würde. – Verrückte Gedanken!“, schimpfte sie sich. „Er wird heute nicht mehr nach Hause zurückkehren. Oder vielleicht doch?“

Hose, Badelatschen, Schlafanzug, Kosmetiktasche, Socken, Unterwäsche, T-Shirts – konzentriert überflogen ihre Augen noch einmal die Sachen auf dem runden Küchentisch, bevor sie sie in einer beigefarbenen Reisetasche verstaute. Ein erneuter Blick zur Uhr. Zwei Stunden waren verstrichen. Nun könnte sie sich bei der Rettungsstelle erkundigen. Sie nahm das Telefonbuch und wählte 4194-0. Aufgeregt horchte sie auf das Klackern im Hörer. Doch statt einer freundlichen Begrüßung ertönte eine Ansage: „Kein Anschluss unter dieser Nummer.“ „Mist“, ärgerte sie sich, „bin ich also doch schon so durcheinander.“ Sie probierte es ein zweites Mal, aber es blieb dabei: „Kein Anschluss unter dieser Nummer.“ „Das gibt es doch wohl nicht!“ Noch einmal tippte sie die Ziffern ein, wobei sie sie laut vor sich hersprach, ohne Erfolg. „Die können nur die Nummer geändert haben!“ Das war die einzige Schlussfolgerung, die sie aus ihren vergeblichen Bemühungen ziehen konnte. Sie versuchte es unter der 11833. Als die Auskunft sie automatisch weitervermittelte, hörte Helen zu ihrer Verblüffung abermals: „Kein Anschluss unter dieser Nummer.“ „Wie kann das sein?“, wunderte sie sich und ihre Augen wurden feucht, vor Wut, Verzweiflung. Hatte sich alles gegen sie verschworen? 55 Cent kostete sie dieser viel versprechende Service „11833, da werden sie geholfen!“ Was für ein Hohn! Erneut rief sie die Auskunft an, doch tatsächlich, es gab nur diese eine Nummer: 4194. Diese war offensichtlich falsch. Entschlossen, nicht aufzugeben, den Kampf mit dem Teufel aufzunehmen, der ihr diesen Streich zu spielen schien, wählte Helen die erste Nummer eines anderen Krankenhauses des Netzwerkes, zu dem auch das Hospital gehörte, in das ihr Mann eingeliefert werden sollte. Sie war sicher, dort würde man ihr nun tatsächlich weiterhelfen. Sie wählte die erste Nummer, darauf die eines zweiten Krankenhauses, die eines dritten, alle, die zur Vivantes-Gruppe gehörten, doch es gab nur eine Antwort: „Kein Anschluss unter dieser Nummer.“ Helen konnte sich dieses Phänomen einfach nicht erklären. Was hatte das alles zu bedeuten? Sollte sie den Kontakt zu Michael gänzlich verloren haben? Sie tröstete sich mit einer Nachricht von der Rettungsstelle, die sich bestimmt bald bei ihr melden würde. Vielleicht würde Michael sie sogar selbst anrufen und ihr mitteilen, sie könne ihn abholen. Sie duschte schnell, die Ohren wie ein Luchs gespitzt, um gegebenenfalls schnell aus der Wanne zu springen, wenn es klingeln sollte. Sie zog sich an, frisierte und schminkte sich etwas. Kein Anruf unterbrach ihr nervöses Treiben. Hatte sie vielleicht doch das Telefon überhört? Prüfend schaute sie auf den Apparat, aber das rote Lämpchen des Anrufbeantworters blinkte nicht.

Es war 12 Uhr, als sie die Wohnung verließ und sich auf den Weg zum „Humboldt“ machte, mit Michaels Sachen, einer Thermoskanne, gefüllt mit Tee, Kuchen und einer Decke, auf der sie im Park Picknick machen könnten wie damals im August, als sie ihn besuchte. Eine böse Vorahnung beschlich sie, als sie auf die Strasse trat.

Die Schwüle drückte. „Richtiges Infarktetter“, dachte Helen, während sie am See unter saftig grünen Bäumen im Eilschritt entlanglief, „schön, aber gefährlich.“ Ihre Gedanken wanderten 35 Jahre zurück. Auch damals war es der Wonnemonat Mai gewesen, in dem ihr Vater mit 39 Jahren bei seinem ersten Herzinfarkt zusammengebrochen war. Jahre später folgte im gleichen Monat sein zweiter und 9 Jahre danach schließlich sein dritter, sein letzter. Der Mai, ein Monat der Freude, ein Monat, in dem die Natur in ihrem schönsten Gewand erstrahlt, ein Monat, in dem die Liebe aufblüht! Für sie war es November, wolkenverhangen, trist, kühl. Jemand hatte ihr gesagt, als ihr Vater verstorben und ihr Sohn gerade geboren war: „So wäre es, für jeden, der käme, ginge ein anderer.“ „Nein! Michael wird weiterleben!“, beehrte sie innerlich auf, als wäre dies allein ihre Entscheidung.

Helen schlug das Herz bis zum Hals, als sie auf die Information in der Eingangshalle des Krankenhauses zuging. „Bevor ich frage, wo mein Mann liegt“, sagte sie zu der Dame hinter dem Tresen, „würde ich gern wissen, was mit ihrer Telefonnummer los ist. Unter der 4194 sind sie nicht zu erreichen, aber die Auskunft hat auch keine andere Nummer.“ „Ich weiß“, entschuldigte sich die Frau, als wäre es ihre Schuld. „Das haben schon einige festgestellt. Ich gebe ihnen hier die neue Nummer, die Vorwahl für alle Vivantes-Krankenhäuser.“ Sie schrieb sie auf einen Prospekt und reichte ihn Helen, die fassungslos den Kopf schüttelte und sich fragte: „Wie kann es sein, dass Krankenhäuser telefonisch nicht zu erreichen sind?“ Doch ihr blieb keine Zeit, sich weiterhin darüber aufzuregen. „Ja, mein Mann wurde heute früh hier bei der Rettungsstelle eingeliefert. Ich hoffe, dass er hier liegt“, wandte sie sich wieder an die Mittvierzigerin und betete still, Michael möge nicht etwa woanders hingebracht worden sein, während die Dame von der Information nach seinem Namen im Computer suchte. Dann schaute sie Helen an. „Ah, sie hat ihn gefunden!“, verriet ihr ihr Blick. Aber noch bevor sich Erleichterung in Helen breit machen konnte, ergriff sie ein Schock, als sie erfuhr, ihr Mann befände sich im ersten Stockwerk auf der Intensivstation.

Als wollte sie alle verlorene Zeit aufholen, stürmte sie die Treppe hinauf, überlegte kurz, oben angekommen, welche Richtung sie unter den drei Gängen einzuschlagen hätte. Nach links sollte sie sich wenden. Sie rannte nach links, vorbei an Mitleid erregenden Gestalten, Gesichtern, gezeichnet von Sorge und Leid, bis zum Ende des Flurs. Überall verschlossene Türen. Sie vermeinte, an einer die Klingel zu drücken, doch niemand erschien. „Ist wohl doch nur ein Lichtschalter“, dachte sie. Hilflos sah sich Helen um. Kein Arzt, keine Schwester in Sicht, niemand, der ihr die richtige Richtung hätte weisen können. „Fragen sie doch bei der Information!“, riet ihr ein abgemagerter Mann teilnahmslos, der in trauriger Gesellschaft anderer Kranker vor einem Zimmer auf seine Untersuchung wartete. Zum Glück erschien Helen in diesem Moment nicht weit von ihr ein Herr in weißem Kittel, dem sie zurief: „Entschuldigung, ich suche die Intensivstation.“ Er zeigte mit seiner Hand zu einem anderen Gang. „Gehen sie bis zum Ende und dann nach links.“ Er folgte ihr noch ein Stück. „Ja, dort!“, bestätigte er Helen, als sie vor einer sich gerade öffnenden Tür Halt machte, durch die eine Schwester in grünem Anzug ein leeres Bett zur Station hineinschob. „Ich suche meinen Mann“, sagte Helen, außer Atem und schweißgebadet, zu der zart gebauten Frau. „Wie heißt er denn?“ Helen nannte ihr seinen Namen. „Warten sie bitte einen Augenblick dort vorn in der Schleuse!“ Helen ging zurück in den kleinen Vorraum, dessen Wände die Fotos von Ärzten und Schwestern schmückten, freundliche Gesichter. Helen lächelte, als sie die Bilder betrachtete. „Kommen sie bitte!“, forderte sie die Schwester auf. „Ihr Mann liegt im letzten Zimmer direkt am Fenster.“ Im letzten Zimmer. Wieder eilte Helen bis zum Ende eines Gangs und wieder fand sie sich vor verschlossenen Türen. Doch als sie zurücklief, bemerkte sie eine, die offen stand. Sie schaute in den großen Raum: Drei Betten. Am Fenster lag jemand,

zusammengekauert, kaum sichtbar, wie ein Häufchen Unglück. An dem stark ergrauten Haar am Hinterkopf erkannte sie schließlich ihren Mann.

Freude, Mitleid, Wut, Erleichterung – ein Cocktail der Gefühle durchströmte Helens Körper, als sie Michael so verlassen in diesem sterilen, weißen Zimmer erblickte, sonnendurchflutet, doch kalt, eisig kalt. Die vielen medizinischen Apparate und Monitore in den Regalen an der Wand über den Betten, die Herz und Kreislauf der Schwerkranken überwachten, beängstigten sie. Ihr war, als machten sie den Menschen zu einem Produkt, dass ständig auf seine Funktionsfähigkeit überprüft würde. Doch dieses Produkt hat eine Seele. „Es ist niemand da, der sich um ihn kümmert“, war Helens erster Gedanke, der ihr beinahe die Brust zerriss, als sie langsam eintrat. Sie wünschte sich, er würde sich zu ihr umdrehen, die Augen aufschlagen und sie anlächeln. Doch er rührte sich nicht. Behutsam, um ihn nicht zu erschrecken, durchmaß sie mit sachten Schritten die Strecke bis zum Fenster, stellte ihre Taschen ab und wandte sich zu ihm. O, diesen Anblick hatte sie so gefürchtet! Sie wollte stark sein in diesem Moment, gefasst, doch nun, da sie ihn verkabelt und mit einem hellgrünen Schlauch in der Nase vor sich liegen sah in einem himmelblauen Hemdchen wie ein Baby, brach all der Kummer aus ihr heraus und die Tränen, die sie sich für den Augenblick aufheben wollte, in dem sie allein sein würde, ergossen sich in Strömen über ihr Gesicht und tropften auf ihre Hand, die sie sanft auf seine gelegt hatte. Da schaute er sie endlich an.

„Ich konnte nicht eher kommen“, entschuldigte sie sich schluchzend und zog ein Toppuch aus ihrer Hosentasche, um sich die Augen zu trocknen. „Na!“, begrüßte er sie leise. „Mann! Ist es also doch ganz schön schlimm!“, sagte sie und setzte sich zu ihm auf den Bettrand, um ihm recht nahe zu sein. Dann strich sie liebevoll mit ihren Fingern über seinen Kopf und küsste seine Stirn. Er drehte sich auf den Rücken, während sie ihm kurz die Geschichte mit der Telefonnummer erzählte. „Und ich habe mich schon gewundert, wo du bleibst“, flüsterte er. „Wozu hast du denn diesen Schlauch in der Nase?“, fragte sie und stellte einen Stuhl neben sein Bett, um der Situation etwas an Dramatik zu nehmen. „Für frische Luft“, antwortete er, während ihm seine Augenlider zufielen. „Ja, natürlich! Er braucht Sauerstoff, viel Sauerstoff!“, dachte Helen und streichelte seine Hand. „Ich muss mal“, unterbrach er das kurze Schweigen, nahm sich den Stöpsel aus der Nase und griff nach der Ente, die an seinem Bett hing. Helen schien es, als hätte er bereits mit allem Routine, dabei hielt er sich doch erst ein paar Stunden hier auf. „Ich gebe sie dir“, sagte sie und reichte ihrem Mann das langhalsige Plastikgefäß. „Gut, dass er das wenigstens noch allein bewerkstelligt.“ Nachdem sie es ihm wieder abgenommen und in das Drahtgestell zurückgehängt hatte, meinte sie, um ihm ein klitzekleines Lächeln abzurufen: „Na, das hat sich ja gelohnt!“ Doch sein Gesicht blieb regungslos, als er sich langsam wieder hinlegte. Er habe noch starke Kopfschmerzen, sei sehr schläfrig, entschuldigte er sich, während ihn die Müdigkeit erneut überwältigte. „Mache die Augen ruhig zu, wenn dir danach ist! Ich bleibe hier.“ Helen fühlte sich so unsicher. Was sollte sie tun? Weiter sprechen? Worüber? Schweigen? Sie entschloss sich für letzteres. Er brauchte Ruhe. Sie sagte ihm, sie würde gleich zurückkehren, würde nur nach einem Arzt suchen.

Eine junge, freundliche Assistenzärztin, die sie auf dem Flur traf, erklärte ihr, sie würden Michael zur Beobachtung heute hier behalten. Helen machte ihrer Verzweiflung Luft und berichtete ihr, dass die Telefonnummer des Krankenhauses selbst der Auskunft nicht bekannt sei und dass die Rettungsstelle sie nicht informiert habe. „Gut, dass sie das sagen“, entgegnete die Ärztin kopfschüttelnd und fügte hinzu: „Wir sind davon ausgegangen, dass sie Bescheid wüssten.“

Helen setzte sich wieder zu ihrem Mann auf die Bettkante und hielt seine Hand. Wie kalt sie war! „Mir ist so übel“, sprach er und setzte sich auf. Aufgeregt suchte Helen nach einer Schale, fand in den Regalen jedoch nur Papiertücher, die sie ihm eilig reichte, nachdem sich der erste Schwall seines Mageninneren schon über das Bettlaken ergossen hatte. Sie rannte hinaus und alarmierte die Frau im weißen Kittel, mit der sie vorher gesprochen hatte, die sogleich mit ihr kam. Doch auch sie konnte keine Spucktüte entdecken. Schließlich kramte sie zwei aus einer Schublade hervor. Helen wunderte sich, dass so

etwas nicht griffbereit lag. Es war das zweite Mal, dass er sich hier übergeben habe, erfuhr sie von der Ärztin, die den Vorfall in den Unterlagen notierte.

Wenig später wechselten zwei Schwestern Michaels Laken. „O, wie hübsch sie sind“, dachte Helen mit einem kleinen, unwillkommenen Anflug von Eifersucht, „und so freundlich und fürsorglich! Was für eine ungewöhnliche Kombination! Ja, mein Lieber, mit zwei solchen Mädchen würde es dir sicherlich gefallen“, schmunzelte Helen in Gedanken versunken, während die routinierten Hände der jungen Frauen das Linnen unter Michaels Körper austauschten. „Hier ist der Knopf, wenn ihnen wieder schlecht werden sollte“, und die schlanke Brünnette zeigte Michael die Stelle, an der sie den Schalter ans Laken mit einem Klipp befestigte, während die Blonde das schmutzige Bettzeug in einem Behälter verstaute. Helen war nun sicher, dass doch, auch wenn sie gegangen sein würde, jemand für Michael da wäre. War es dieser Gedanke, der sie so sehr rührte, war es Angst um das Leben ihres Mannes, mit dem sie nun schon seit 28 Jahren verheiratet war, waren es die vielen Erinnerungen an gemeinsame schöne und schwierige Zeiten, die sie zusammen verbracht und durchgestanden hatten und die ihr wie Funken durch den Kopf schossen, war es Mitleid mit sich selbst, da sie sich plötzlich so furchtbar allein gelassen fühlte? Wahrscheinlich hatte sich alles gemischt zu einem Gebräu, das nun überkochte. „Soll ich ihnen ein Glas Wasser bringen?“, fragte die blonde Schwester Helen besorgt, als sie sie auf ihrem Stuhl an der Wand weinen sah. Helen nickte. Sie war froh, dass jemand auch von ihr Notiz nahm. Nur eine Frage, nur ein mitfühlender Blick! Mehr brauchte sie in diesem Augenblick nicht. Helens Tränen versiegt allmählich, als das Wasser ihre trockene Kehle hinunterlief.

Sie saß noch nicht lange wieder bei ihrem Mann, als ein junger Arzt eintrat, sich Michael vorstellte, ihm zur Begrüßung die Hand reichte und ihn bat, keinen Schreck zu bekommen, wohl wegen seiner Notarztkluft, wie Helen glaubte, in der er sich wie ein Astronaut ausnahm. Schnell machte sie ihm Platz und zog sich wieder mit ihrem Stuhl zur Wand zurück. „Ich mache jetzt einen ersten Ultraschall von ihrem Herzen“, klärte der junge Mann Michael über sein Erscheinen auf. Irgendwie erinnerte er Helen an ihren Sohn, der nur wenige Jahre jünger war: die gleiche Größe, schlanker Kopf, volles, mittelblondes Haar, seine Art, zu sprechen. Als ihr Junge seinen Zivildienst im Krankenhaus geleistet hatte, war er bei den Patienten sehr beliebt gewesen. Wehmütig schob Helen die Gedanken an ihn beiseite, zu sehr schmerzten sie die ewigen, sich im Kreise bewegenden Gespräche um seine Freundin, die Helen in Tobsuchtsanfällen mehrmals aufs Tiefste beleidigt hatte. Sie konzentrierte sich auf den Mann im „Weltraumanzug“, der eilig seinen Laptop auf dem Tischlein neben Michaels Bett aufstellte und seinem Patienten Kabel auf die Brust legte, deren Enden er vorher mit reichlich Gel bestrichen hatte. Aufmerksam verfolgte Helen die Bilder auf dem Monitor, das kräftig pulsierende Herz, die Zickzackkurven, die, übereinandergelagert, keine Abweichungen erkennen ließen, wie Helen festzustellen glaubte. Das regelmäßig ertönende Blub, Blub, Blub erfüllte den Raum wie Trommelschlag, und Helen hoffte nur, dass Michaels Herz nicht aus dem Takt kommen würde. Als der junge Mann die Untersuchung abgeschlossen hatte und zufrieden bemerkte, dass nach dem Ultraschall alles in Ordnung sei, erhob sich Helen und hätte am liebsten wie nach einer ergreifenden Konzertvorstellung in einem Theater applaudiert. Doch da der Künstler sich völlig verausgabte, sagte sie nur lächelnd und bewundernd: „Nun habe ich einmal dein Herz gesehen!“ „Und ich kann versichern, er hat eins!“, fügte der Arzt hinzu, während er seine Utensilien zusammenpackte. Helen zuckte zusammen. Hatte sie wirklich je daran gezweifelt? Wer hatte da gerade durch den Mund eines Fremden zu ihr gesprochen und an ihr Gewissen gerührt? „Ob es für mich schlägt?“, fragte sie sich und unterdrückte die Tränen, die erneut in ihr aufstiegen.

Als Michael die Augen wieder geschlossen hatte, nutzte Helen die Gelegenheit, um ein paar Worte mit der Ärztin auszutauschen, die ins Zimmer getreten war und prüfte, wie es ihrem Patienten ging. „Ja“, sagte sie, „geben sie mir bitte ihre Telefonnummer. Ich habe ihn zwar vorhin danach gefragt, aber er konnte sich nicht an sie erinnern.“ „O, mein Gott, es kam wirklich ein unglücklicher Umstand zum anderen“, dachte Helen wehmütig und setzte sich erneut an Michaels Bett. Sie warf einen Blick zu den

Zeigern an der Wand. Inzwischen war es beinahe 3 Uhr. Michael brachte nach all dem, was passiert war, keine Silbe mehr hervor. Er schien nun einfach schlafen zu wollen. „Ich werde jetzt gehen“, sagte sie ihm. „Morgen komme ich wieder. Dann sollst du schon auf einer normalen Station liegen“, machte sie ihm und sich Mut und drückte ihm zum Abschied einen Kuss auf seinen starren Mund, so als wollte sie ihm mit ihrem Atem von ihrer scheinbar nie versiegenden Energie Kraft einhauchen. Für einen kurzen Moment schaute er sie noch einmal mit seinen himmelblauen Augen an, bevor ihn jemand zärtlich zu sich in seine Obhut nahm. Vertrauensvoll überließ Helen ihren Liebsten seinem Schutzengel, der über ihn in seinem heilenden Schlaf wachen würde und begab sich mit einem letzten Blick zum Fenster zur Ärztin, um sich zu verabschieden.

„War es wieder ein Schlaganfall?“, fragte Helen. „Davon gehen wir vorerst aus. Aber Genaueres wissen wir erst nach den Untersuchungen. Heute behalten wir ihn noch hier, doch morgen verlegen wir ihn auf eine neurologische Station. Auf welche, das wird sich noch herausstellen. Das hängt davon ab, wo Betten frei sind. Sollte etwas passieren, wovon ich nicht ausgehe, informieren wir sie sofort. Wir haben ja ihre Telefonnummer“, versuchte die junge Frau im weißen Kittel Helen zu beruhigen, während ihre rollenden Augen einen Anflug von Zweifel erkennen ließen: „Ja, man kann eben nie wissen.“ Helen erhielt noch einen kleinen Zettel mit der Telefonnummer der Intensivstation, unter der sie sich am nächsten Tag erkundigen könne, wohin man ihren Mann gebracht haben würde. Dann nahm sie ihr Gepäck, einschließlich der großen Krankenhaustüte mit Michaels Kleidung, und schlug den Weg zurück nach Hause ein.

Was sollte sie jetzt tun? Die Eltern informieren? Sie würden sich nur aufregen und Helens Schmerz noch vermehren. Morgen würde sie ihnen berichten, was passiert sei, entschied sie. Dann würde sie ihnen sagen können, dass das Schlimmste schon vorüber sei. Sie warf die nach Krankenhaus riechenden Sachen in die Waschmaschine und stopfte die Plastiktüte mit der Vivantes-Aufschrift in den Müll. Ja, sie brauchte selbst erst einmal Zeit, um wieder zu sich zu kommen. „Das von heute darf sich auf keinen Fall wiederholen!“ und ihr kam eine Idee, wie einem weiteren Schlaganfall vorzubeugen sei.

„Sie haben drei neue Emails!“, meldete ihr Computer, als sie ins Internet ging. „Sicherlich wieder von Alice!“, mutmaßte Helen. Diese treue Seele, diese junge Frau, die sie noch nicht lange kannte, von der sie nicht wusste, wie sie aussah, ihr würde sie jetzt als erstem Menschen erzählen, was vorgefallen war. Sie würde sie verstehen, sie würde mit ihr fühlen. Also schrieb sie, schrieb, schrieb und die Gläser ihrer Brille beschlugen wie in dichtem Nebel, während ihr die Tränen ungehemmt über die Wangen rannen. Für eine andere treue Freundin blieb ihr leider nicht mehr die Kraft, alles noch einmal ausführlich zu wiederholen. Sie sandte ihr ein paar Zeilen und widmete sich dann erst einmal ihren Katzen, die wehklagend nach ihrem Abendbrot verlangten.

Schlaganfall, Anzeichen: Übelkeit, starke Kopfschmerzen, Lähmungserscheinungen, Sehstörungen. Helen überflog noch einmal den Artikel bei wikipedia, den sie schon einmal vor 9 Monaten gelesen hatte. Sie suchte und fand Adressen von Ärzten, die ihre Patienten psychosomatisch und mit Homöopathie behandelten und druckte sie aus. Ihr Mann würde nach dem Krankenhausaufenthalt unbedingt jemanden brauchen, der nicht nur seinen Blutdruck überprüfen, sondern ihm auch Wege zeigen würde, um aus dem Stress, der ihn in den letzten Jahren so mitnahm, herauszukommen.

Es war 6 Uhr, als sie doch, nun gefasster, zum Hörer griff und ihre Mutter und Michaels Eltern anrief. Einmal mehr war Helen darüber erstaunt wie Menschen reagieren, wenn sie erfahren, dass jemandem, der ihnen sehr nahe steht, etwas Furchtbares zugestoßen ist. „Informiere uns bitte, wenn du morgen im Krankenhaus angerufen hast“, beendete ihr Schwiegervater das kurze Gespräch. „Wie beherrscht er klang“, dachte Helen verständnislos und war dennoch froh über seine typisch förmliche Ausdrucksweise, die es ihr ersparte, ihren Schmerz mit ihm zu teilen, zu teilen mit jemandem, der, ob Freude, Trauer oder Wut, immer auf eine eigenwillige Art gleichmütig reagierte.

„Ich drücke dich“, las sie in einer neuen Email, die sie erreichte, als sie weiter im Internet nach Ärzten, Therapeuten und Homöopathen surfte, und sie spürte die Wärme der jungen Frau, der sie kurz zuvor in wenigen Worten berichtet hatte, dass Michael im Krankenhaus läge. „Ich drücke dich.“ – Drei tröstende Worte, die Helen sich so sehr gewünscht hätte von ihrer Mutter, ihren Schwiegereltern, ihrem Sohn, der sich von seinen Eltern gänzlich abgewandt hatte. „Ich drücke dich“, las sie noch einmal, bevor sie den Computer ausschaltete, sich die Tränen aus den Augen wischte und zu Bett ging. Sie nahm Michaels Schlafanzug in ihre Hände, drückte ihn an ihr Gesicht und sog seinen Duft tief in sich ein. Da fühlte sie seinen Kuss, den er ihr immer vor dem Einschlafen zärtlich auf ihre Wange gab und spürte seinen Bart, der sich wie die Stacheln eines Igels über seinen Lippen aufstellte, wenn er seinen Mund spitzte. „Gute Nacht“, flüsterte sie und tränkte seine Jacke mit ihren Tränen.

Die Nacht wurde lang, sehr lang. Sie endete erst um 11 Uhr vormittags, als Helen die erlösende Botschaft erhielt: „Ihrem Mann geht es besser. Wir haben ihn gerade auf die 052 verlegt. Sie können ihn dort besuchen.“